

3. Soziale Repräsentationen

Die Theorie der sozialen Repräsentation, die maßgeblich auf Serge Moscovici (u.a. Moscovici 1984; Moscovici 1988) zurückgeht und ihre Anfänge in den 1960er Jahren nahm (siehe Wagner 2020), versteht sich als sozialpsychologisches Rahmenmodell zur Untersuchung psychosozialer Phänomene in modernen Gesellschaften (Wagner/Duveen/Farr et al. 1999: 95). Moscovici will mit seiner Theorie einen Gegenentwurf zur US-amerikanischen individual- und kognitionspsychologisch ausgerichteten Theorienbildung liefern, für ihn stellen soziale Repräsentationen ein sozial-konstruktivistisches Phänomen dar (Moscovici 1988: 230f.). In den 1980er und 1990er Jahren erfolgt ein intensiver theoretischer Diskurs einhergehend mit zahlreichen empirischen Arbeiten, die sich des Konzepts der sozialen Repräsentationen bedienen. Folgerichtig konstatiert Sandra Jovchelovitch: »the theory of social representations is today one of the major frameworks constituting social psychological knowledge« (Jovchelovitch 1996: 121). Im Heute der 2010er bzw. 2020er Jahre wirkt diese Einschätzung überholt: Es gibt zwar nach wie vor Studien, die soziale Repräsentationen als Konzept verwenden (z.B. Charles 2011; Liu 2006), beispielsweise im asiatischen Raum (z.B. Liu 2006; Rocha/Yeoh 2021) sowie im Feld der Politischen Psychologie (z.B. Hakoköngäs/Sakki 2016; Kadianaki/Andreouli 2017; Staerklé/Clémence/Spini 2011) oder in kulturpsychologisch ausgerichteten Veröffentlichungen (Amer/Howarth/Sen 2015; Bertoldo/Castro 2019; Grothaus 2023). In den meisten, gängigen Lehrbüchern taucht der Begriff der sozialen Repräsentation aber gar nicht erst auf (Aronson/Akert/Wilson 2014; Jonas/Stroebe/Hewstone 2014; Bierhoff 2006). Ob nun Schwächen des Konzepts selbst und/oder die zum Teil vehemente Kritik (z.B. Jahoda 1988) für diese Entwicklung verantwortlich sind, oder aber ob die abnehmende Beachtung der Theorie auf die Durchsetzungskraft US-amerikanischer Sichtweisen zurückzuführen ist, kann und soll an dieser Stelle nicht geklärt werden. Nur so viel: Wie in den meisten Fällen handelt es sich sicherlich um ein Wechselspiel der verschiedenen Faktoren. Da Kritikpunkte an der Theorie noch an anderer Stelle behandelt werden (s.u.), begnüge ich mich hier mit einem Hinweis auf mögliche wissenschaftliche Machtmechanismen: Ein Großteil der wissenschaftlichen Kommunikation und Erkenntnisvermittlung erfolgt über einschlägige Journals, die nicht selten im angloamerikanischen Raum verankert sind. Einfluss und Reichweite der Journals werden mit dem sogenannten Impact-Factor bemessen, was wiederum den hoch ge-rateten Journals

(die eben meist aus dem angloamerikanischen Raum stammen) die Macht einräumt, den wissenschaftlichen Diskurs über die Beitrags- und Themenauswahl grundlegend mitzugestalten.¹

Für die vorliegende Arbeit ist die Theorie der sozialen Repräsentation in verschiedenerlei Hinsicht von Relevanz, unter anderem deshalb, weil deren zentrale Annahmen zur Konstruktion sozialer Realitäten dem Grundverständnis dieser Arbeit entsprechen. Zudem wird das Phänomen des *sich ein Bild von der Realität Machens* bzw. *der Realität einen Sinn Verleihens* (Jovchelovitch 1996: 125) erklärt, das letztlich auch in dieser Arbeit im Vordergrund steht. Im Folgenden skizziere ich zunächst einschlägige Begriffsverständnisse, die ich dann mit den bereits diskutierten Konzepten abgleiche, um abschließend zu einer für diese Arbeit geeigneten theoretischen Grundlage zu gelangen.

3.1 Die Grundannahmen der Theorie

Anders als die bisher diskutierten Konzepte und Begriffe fügen sich die Überlegungen zu sozialen Repräsentationen zu einer Theorie zusammen, womit auch ein höherer Erklärungs- und Geltungsanspruch einhergehen. Dementsprechend enthalten gängige Definitionen sozialer Repräsentationen sowohl Aussagen zu deren Entstehung als auch zu denjenigen, die an der Entstehung beteiligt sind, sowie zum Gebrauch sozialer Repräsentationen. Veranschaulichen lässt sich dies an folgender Definition Moscovicis: »the elaborating of a social object by the community for the purpose of behaving and communicating« (Moscovici 1963: 251).

Anders als in manchen Stereotypen- und Bilddefinitionen (vgl. z.B. S. 39), in denen auch Verwendungsweisen mit anklingen, sind hier die verschiedenen Ebenen (Entstehung, Anwendung) klar erkennbar.

3.2 Kritik an gängigen Zugangsweisen als Ausgangspunkt

Wie eingangs bereits erwähnt, fußt die Theorie der sozialen Repräsentation auf einer Kritik an klassischen, US-amerikanisch-geprägten psychologischen Zugängen. Im Fokus der Kritik steht dabei die einseitige Fokussierung auf kognitive Prozesse, wie sie den Autor*innen zufolge in der kognitiven Psychologie vorherrsche. Während letztere ein empiristisches, mechanistisches Modell der Informationsverarbeitung vertrete, befasse sich die Theorie der sozialen Repräsentationen mit der Genese der Repräsentationen und versuche deren Ursprünge und Funktionen herauszuarbeiten (Jodelet 1991: 14). Wagner veranschaulicht die Unterschiede anhand eines konkreten Beispiels: Wenn sich eine Person bei einem Freund dafür entschuldigt, dessen Geburtstag vergessen zu haben, wird dieses Phänomen in der kognitiven Psychologie als Gedächtnisphänomen behandelt, genauer als Form des Vergessens. Aus Sicht der Theorie der sozialen Repräsentationen er-

¹ Ob das hier beschriebene Prinzip zum Verschwinden der sozialen Repräsentationstheorie beigetragen hat, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Sicherlich wäre aber eine genauere Untersuchung der Publikations- und Zitationspraktiken spannend, um das herauszufinden.

folgt hier jedoch eine rituelle Entschuldigung, um interpersonelle Verstimmungen zu vermeiden bzw. zu klären (Wagner 1996: 101). Letztlich plädiert die Theorie der sozialen Repräsentation also (zugespitzt und vereinfacht ausgedrückt) für eine Berücksichtigung des Kontexts, eine Forderung, die mit der kulturpsychologischen Herangehensweise dieser Arbeit gut vereinbar scheint (vgl. S. 19).

3.3 Weitere Annahmen der Theorie

Repräsentationen kommen durch »elaborating of social objects« (s.o.) zustande, ausgelöst durch das menschliche Bedürfnis, die soziale(n) Welte(n), in denen wir uns bewegen, zu verstehen und ihnen Sinn zu verleihen (Howarth 2006: 68; Jovchelovitch 1996: 125). Diese Elaborationen erfolgen bei unbekannten Phänomenen – so die weitere Annahme – mittels zweier Prozesse: Verankerung (anchoring) und Objektivierung (objectification) (Moscovici 1984: 28–43). Im Verankerungsprozess werden neue Informationen transformiert und in das Wissensnetzwerk integriert (Jodelet 1991: 13). Dies geschieht insbesondere durch Bedeutungzuweisungen. Beim Prozess der Objektivierung werden unbekannte, abstrakte Konzepte in etwas Konkretes, Greifbares übersetzt (z.B. Metaphern) (Hakoköngäs/Sakki 2016: 648).

Wie sich an Moscovicis Definition verdeutlichen lässt, sieht er diesen Prozess aber nicht als individuellen, kognitiven Verarbeitungsvorgang an, sondern geht von gemeinschaftlichen Aushandlungen aus (»by the community«). Soziale Repräsentationen stellen also *soziale* Wissensstrukturen dar, die in einer Gesellschaft zirkulieren, sich miteinander vermischen, sich gegenseitig beeinflussen und wiederum als Grundlage für (weitere) Weltdeutungen dienen (Jovchelovitch 1996: 126). Anders als die meisten kognitionspsychologischen Ansätze sehen Vertreter*innen der sozialen Repräsentationstheorie kognitive Strukturen als eng verbunden mit affektiven und aktionalen Elementen an. Etwas zu wissen beinhaltet beispielsweise das Verlangen, etwas wissen zu wollen (oder auch nicht wissen zu wollen), einhergehend mit einer Leidenschaft für bestimmte Wissensobjekte, aber auch für den Akt des Wissens selbst. D.h. es fühlt sich gut an, etwas zu wissen. »Etwas zu repräsentieren« bedeutet also nicht das Anlegen »schnöder« kognitiver Landkarten, vielmehr würden denkende und fühlende Subjekte, die in einer sozialen Welt leben und Motive und Absichten haben, Konstruktionen vornehmen (ebd.: 126).

Die beschriebenen Prozesse stellen – der sozialen Repräsentationstheorie zufolge – insofern auch Handlungen dar, als Informationsverarbeitung eine Bewegung hin zur sozialen Welt erfordere: Subjekte würden sich auf etwas einlassen, sich zueinander verhalten, über etwas sprechen usw. (Jovchelovitch 1996: 126). Moscovici schreibt darüber hinaus der sozialen Wissenskonstruktion eine verhaltenssteuernde Funktion zu: Die Elaborationen erfolgten »for the purpose of behaving and communicating« (Moscovici 1963: 251). Hier eröffnet sich eine Parallele zu den Annahmen einschlägiger Bildkonzepte, die sich ebenfalls durch eine starke aktionale Komponente auszeichnen (vgl. S. 41). Allerdings klingt Moscovicis Formulierung wie eine Verhaltensermächtigung und damit weniger deterministisch, als das oft bei den Bildbegriffen der Fall ist.

Und dennoch könnte auch hier der anklingende instrumentelle Charakter kritisch diskutiert werden, weil es doch fraglich erscheint, ob Wissen ausschließlich dafür angelegt wird, sich entsprechend verhalten zu können.

Weiterhin ließe sich fragen, warum Jovchelovitchs (1996) Beispiele zur Rolle von Emotionen und Handlungen ausschließlich auf den Wissenserwerb bezogen sind. Angesichts dieser Fokussierung wirkt es, als spielten Emotionen nur insofern eine Rolle, als sie die Aneignung von Wissen begünstigen oder erschweren. Dabei wäre zu überlegen, ob Emotionen (und auch Aktionen) nicht darüber hinaus eine wichtige Bedeutung zukommt. Schließlich könnten ja auch die sozialen Repräsentationen selbst emotional konnotiert sein, indem sie beim Subjekt oder auch der sozialen Gruppe bestimmte Gefühle auslösen. Unklar ist, ob die Theorie diese Form der Emotionen mitdenkt. Wenn nicht, wäre zu prüfen, ob sich eine entsprechende Erweiterung der Theorie als empirisch tragfähig erweist.

Da soziale Repräsentationen als gemeinschaftlich ausgehandelt gelten, erscheint es folgerichtig, wenn in den Konzeptionen auch historische Einflussfaktoren explizit erwähnt und berücksichtigt werden (Wagner/Duveen/Farr et al. 1999: 100). Damit tut sich auch eine weitere Parallele zu den Bilddiskursen auf, die diesen Aspekt ebenfalls als bedeutsam erachten (vgl. Kap. II. 2.2.6).

Wenn nun Wissen sozial, also in Gruppen oder Gesellschaften ausgehandelt wird, dann wirft das die Frage auf, ob, und wenn ja, inwiefern damit die Annahme einhergeht, soziale Repräsentationen seien homogene Phänomene, die in einer ›feststehenden‹ sozialen Gruppe ausgehandelt würden und dann in dieser vorherrschten. Ganz ähnlich sehen dies auch die Vertreter*innen der sozialen Repräsentationstheorie, die diesbezüglich ebenfalls Sensibilität und Problembewusstsein erkennen lassen, beginnend mit Moscovici: Er greift mit seiner Theorie einen Ansatz von Emile Durkheim auf und ersetzt dessen Begriff der »kollektiven Repräsentation« durch »sozial« mit dem Argument, kollektive Repräsentationen gäbe es allenfalls in sehr hoch strukturierten Gemeinschaften (Moscovici 1988: 221–222). Schüler*innen Moscovicis, wie Howarth, werden in der Folge noch deutlicher: Repräsentationen zeichneten sich durch Pluralität und Hybridität aus, d.h. es existieren multiple Repräsentationen von ein und demselben sozialen Objekt, was wiederum darauf zurückzuführen ist, dass die Repräsentationsfelder (Religionen, Gesellschaften, Wissenssysteme) dynamisch und fluid seien (Howarth 2006: 68).

3.4 Kritikpunkte, Bezüge zum Bild- und Stereotypenkonzept und Erweiterungsvorschläge

Wie oben erwähnt, wurde die Theorie der sozialen Repräsentationen in den 1980er Jahren intensiv diskutiert und auch kritisiert. In diesem Teilkapitel greife ich selektiv die Punkte heraus, die für meine Arbeit bedeutsam erscheinen, wobei ich Bezüge zu den bereits diskutierten Bild- und Stereotypenkonzepten aufzeige. Außerdem liefere ich stellvertretend Erweiterungsvorschläge, die gerade im Hinblick auf eine Verwendung des Konzepts in kulturpsychologisch ausgerichteten Arbeiten interessant sein könnten.

3.4.1 Vage Begrifflichkeiten

Sehr häufig wird kritisiert, die Theorie sei zu breit und zu vage (Voelklein/Howarth 2005: 435). Hier mag zunächst eingewendet werden, dass zumindest in der Breite auch eine Chance liegen kann, da dadurch eine Vielzahl an Phänomenen beschreib- und erklärbar wird. Gleichzeitig reagieren Vertreter*innen der sozialen Repräsentationstheorie aber auch auf diese Kritik, indem sie zusätzliche Konkretisierungen vornehmen (z.B. Howarth 2006). Für die vorliegende Arbeit und im Hinblick auf den Vergleich zu Stereotypen- und Bildkonzepten sind insbesondere die inhaltlichen Konkretisierungen von Interesse. Eine häufig zitierte² lautet wie folgt:

»Social representations are *images* that condense manifold meanings that allow people to interpret what is happening; *categories* which serve to classify circumstances, phenomena and individuals with whom we deal, *theories* which permit us to establish facts about them. When we consider social representations embedded in the concrete reality of our social life, they are all the above together.« (Howarth 2006: 67, Hervorh. durch Verf.)

Gemäß der obigen Definition haben soziale Repräsentationen mehrere Facetten bzw. Bestandteile, die unterschiedliche Aufgaben erfüllen und doch allesamt zusammenspielen. Konkret handelt es sich um Bilder, Kategorien sowie Theorien, wobei diese drei Begriffe weder von Howarth noch von anderen Autor*innen näher definiert werden, was auch damit zu tun haben mag, dass zumindest »Kategorien« und »Theorien« aus sozial-psychologischer bzw. wissenschaftlicher Sicht relativ klar umrissen erscheinen. Für den Bildbegriff gilt allerdings dieses Argument nicht (vgl. Kap. II. 2.1). Vielmehr ist dieser alles andere als eindeutig, wie auch Moscovici einräumt (Moscovici 1963: 232). Aber selbst wenn das Problem benannt wird, in den vielen Arbeiten zu sozialen Repräsentationen, die den Bildbegriff verwenden, wird dieser dennoch nicht oder nur ansatzweise konkretisiert (Jovchelovitch 1996: 124; Howarth 2006: 70; Marková 1996: 183 u. 185). Wenn diese erfolgen, dann wird vor allem auf das visuell-figurative Moment von Bildern verwiesen. So konstatieren Wagner und Kolleg*innen, Repräsentationen zeichneten sich durch eine bildhafte Struktur aus, »that visibly reproduces a complex of ideas«. Diese Struktur könne auch als »figurative nucleus« von Repräsentationen bezeichnet werden. Harré (1984) wiederum beschreibt Repräsentationen als »simulcrum, even visual simulcrum« (ebd.: 928), also als eine Art visuelles Abbild, welches das Original auf verschiedene Arten ersetze. Dabei wird getreu der Grundannahme der sozialen Repräsentationstheorie nicht davon ausgegangen, dass das Ausgangsobjekt eins zu eins abgebildet wird, sondern dass es sich letztlich um ein sozial konstruiertes Bild handelt (vgl. Gorgorió/Abreu 2009: 67). Verglichen mit den theoretischen Überlegungen zum Bildbegriff, die in Kapitel II. 2. dargelegt wurden, scheint das hier deutlich werdende Bildverständnis somit einerseits en-

² Ich finde dieses Zitat im oben genannten Beitrag von Howarth. Sie gibt an, Jodelet zu zitieren, in der von Howarth angegebenen Quelle findet sich das Zitat aber nicht. Allerdings taucht es mit derselben Quellenangabe, wie Howarth sie macht, in vielen weiteren Beiträgen auf (Gorgorió/Abreu 2009: 63; Liu/Khan 2021: 2; Rocha/Yeoh 2021: 1).

ger gefasst, andererseits ist mit der Betonung der visuell-figurativen Facette von Bildern eine Komponente enthalten, die in den Bildkonzepten so keine Rolle spielte.

Für meine Arbeit erscheint die Hinzunahme visuell-figurativer Aspekte aber schon allein deshalb relevant, weil ich reale Bilder als Datenerhebungsmethode einsetze (vgl. Kap. IV. 1.1.2). Hinzu kommt, dass es gerade im Hinblick auf mentale Bilder, die ja auch durch visuelle Wahrnehmungsprozesse zustande kommen, mehr als plausibel erscheint, wenn diese ebenso im Gedächtnis visuell (mit) repräsentiert sind. Die einschlägige Formulierung der »pictures in our heads«, wie sie Lippman (1922: 3) für Stereotype prägte, sollte sich somit deutlich stärker in den theoretischen Annahmen widerspiegeln.

Gleichzeitig ist meines Erachtens zu überlegen, ob die Integration des visuell-figurativen Moments nicht konsequenterweise auch mit der Berücksichtigung aller Wahrnehmungsebenen (taktil, olfaktorisch, akustisch, gustatorisch, visuell) einhergehen müsste. Ich möchte dies an einem persönlichen Beispiel veranschaulichen: Dem Bild, das ich von meinen Großeltern habe, hängt ein Geruch von Linoleum mit an. Danach roch es in der »Speis« (Speisekammer), wo ich bei Besuchen meiner Großeltern immer Süßigkeiten aus einer Metallbox holen durfte. Eine weitere Komponente dieses Bildes ist eine gustatorische, nämlich wie die Kartoffelsuppe und die Butternudeln schmeckten, die meine Großmutter (nicht nur) für uns Enkelkinder zuzubereiten pflegte. Aus dem hier nur ansatzweise skizzierten Bild lässt sich ein methodischer Auftrag ableiten, der über diese Arbeit hinausreicht: Wenn ein Bild mit allen seinen Repräsentationsmodalitäten umfassend rekonstruiert werden soll, dann muss sich das auch im methodischen Zugang wiederfinden. Bildaufnahmen wären dann nur ein Ansatz und müssten eigentlich um weitere Methoden wie beispielsweise Tonaufnahmen ergänzt werden, für die es dann geeigneter, noch zu entwickelnder Auswertungsverfahren bedürfte.

Somit lässt sich am Ende dieses Teilkapitels zweierlei festhalten: Was Bildkonzepte angeht, erscheint eine Erweiterung um die Repräsentationsmodalität der Inhalte sinnvoll, also die Berücksichtigung visueller, akustischer, olfaktorischer, taktiler und/oder gustatorischer Komponenten. Was die soziale Repräsentationstheorie angeht, erschienе hingegen eine theoretische Fundierung des Bildbegriffs sinnvoll.

3.4.2 Relation: soziale Repräsentationen und Bilder

Anknüpfend an die Ausführungen des vorausgegangenen Teilkapitels, in dem vor allem auf die Vagheit verschiedener Begriffe, nicht zuletzt des Bildbegriffs, eingegangen wurde, behandle ich nun die Frage, wie Bilder und soziale Repräsentationen zueinander in Relation gesetzt werden. Die obigen Ausführungen lassen vermuten, dass Bilder als Bestandteil von sozialen Repräsentationen angesehen werden, eine Annahme, die sich ähnlich auch in anderen Beiträgen Moscovicis findet (z.B. Moscovici 1963: 251; Moscovici 1988: 222). Gleichzeitig existieren aber auch Aussagen, soziale Repräsentationen würden das Bild- oder Meinungskonzept ersetzen, da letztere sehr statisch und deskriptiv seien (Moscovici 1963: 252). Dieses auf den ersten Blick ungenau ausbuchstabierte Verhältnis zwischen sozialen Repräsentationen und Bildern begründet sich vermutlich mit wechselnden Bildverständnissen bzw. damit, dass hier an unterschiedlichen Ebenen angesetzt wird: Wird Bildern der Status von Konzepten oder gar Theorien eingeräumt, können sie auf einer Ebene mit der sozialen Repräsentationstheorie verortet werden, auch

wenn dann immer noch zu fragen steht, ob diese das gleiche Phänomen beschreiben. Werden Bilder ›nur‹ als Abbild, als visuelle Repräsentation eines Objekts o.ä. erachtet, stellen sie wiederum eher einen Bestandteil von sozialen Repräsentationen dar. Die sich hier andeutenden unterschiedlichen Verständnisse und Ebenen bleiben aber deshalb vage, weil sie nicht konkret benannt und auch die Begriffe nicht definiert werden. Hier besteht also zweifelsohne ein Forschungsdesiderat für weitere Ausdifferenzierungen.

3.4.3 Relation: soziale Repräsentationen und Stereotype

Was das Verhältnis zu Stereotypen angeht, so sei zunächst auf Moscovicis (1988) kritische Haltung gegenüber dem Konzept hingewiesen, genauer gegenüber der sozialen Kognitionstheorie, auf der Stereotype fußen. Diese befasse sich – so Moscovici – insbesondere mit kognitiven Fehlleistungen und Voreingenommenheiten, die von individuellen inneren Bedürfnissen und Emotionen hervorgerufen würden (Moscovici 1988: 242). Diese Herangehensweise basiere aber auf der (falschen) Grundannahme, dass soziale Kognitionen, die aus Stereotypen und Inkongruenzen bestünden, irrational seien, während die anzustrebende Norm logisches Denken sei. Eine Annahme, die Moscovici als »naiv« (ebd.: 242) kritisiert. Zur konkreten Funktionsweise von Stereotypen schreibt Moscovici weiter, dass im Stereotypenverständnis sämtliche neuen Objekte auf alte reduziert und selbst noch nie dagewesene Fälle unter generelle Kategorien subsumiert würden (ebd.: 243). Diese theoretischen Annahmen würden sich aber als inadäquat erweisen, wenn es darum gehe zu verstehen, wie soziale Repräsentationen entstehen und ausgehandelt werden und wie sie sich an die ›Windungen‹ (engl. *sinuositys*) der jeweiligen kulturellen Kontexte anpassen.

Die soziale Repräsentationstheorie basiere hingegen auf anderen Grundprämissen, sie trenne nicht zwischen Denken und Kommunikation (Moscovici 1988: 243). Die unterschiedlichen Grundannahmen und die damit einhergehenden Zugangsweisen illustriert Moscovici an folgendem Beispiel: Wenn ein Ereignis (fälschlicherweise) auf die Person statt auf die Situation zurückgeführt wird, spreche die soziale Kognitionstheorie von einem *fundamentalen Attributionsfehler*. Die soziale Repräsentationstheorie sähe darin aber keinen Fehler, sondern beleuchte die dahinterstehende moralische und juristische Be- trachtungsweise, bei der die persönliche Verantwortung jedes*^r Einzelnen für seine*ihre Handlungen in den Vordergrund gestellt werde (Moscovici 1988: 242f.).

Hier ließe sich nun kritisch fragen, ob und inwiefern die beiden Zugänge wirklich einen Widerspruch zueinander darstellen. Dass Menschen bisweilen situative Beweggründe ausblenden und es somit zu Attributionsfehlern bzw. Korrespondenzverzerrungen kommt, ist zunächst ein empirisch nachweisbarer Fakt (vgl. Parkinson 2014: 92). Der Einbezug sozialer und – wenn auch von Moscovici so nicht benannt – kultureller Aspekte, die zu diesem Fehler führen, ist wiederum zentral, um zu verstehen und zu erklären, wie es zu diesem Fehler kommt. Damit leistet die soziale Repräsentationstheorie zweifelsohne einen wichtigen Beitrag zur Erforschung sozialpsychologisch relevanter Phänomene. Gleichwohl sehe ich eigentlich eher ein Potential darin, beide Herangehensweisen miteinander zu verknüpfen als gegeneinander auszuspielen.

Während also Moscovici die Annahmen, die Stereotypen zugrunde liegen, als Widerspruch zu sozialen Repräsentationen (bzw. zur dahinterstehenden Theorie) entwirft,

finden sich auch andere Relationierungen, auch wenn diese bisweilen nur in Nebensätzen Erwähnung finden. So äußert sich Klaus Scherer in seinem Beitrag mit dem Titel *On Social Representations of Emotional Experience: Stereotypes, Prototypes, or Archetypes* (Scherer 1992) wie folgt zum Verhältnis von Stereotypen und sozialen Repräsentationen: »I assume, then, that individual cognitive representations of emotional experiences are determined by underlying social representations of emotion that will manifest themselves in stereotypes and prototypes, and possibly even in archetypes.« (ebd.: 31). Scherer konstatiert also, dass individuelle kognitive Repräsentationen (hier von emotionalen Erfahrungen) durch soziale Repräsentationen bestimmt würden, die sich wiederum (und unter anderem) in Stereotypen äußern. Diese Überlegungen ließen sich nun im Rückgriff auf das Mehrebenenmodell (vgl. S. 40), wie es für das Bildkonzept vorgeschlagen wurde, weiterdenken: Denn, wenn soziale Repräsentationen in Stereotypen zum Tragen kommen, dann könnten letztere eine Art *kognitive Vorhut* darstellen, die zur schnellen Orientierung in der sozialen Umwelt aktiviert werden. Aufgabe qualitativ interpretativer Arbeiten wäre es dann, über die Analyse dieser *kognitiven Vorhut* hinauszugehen und an das Fundament, also die sozialen Repräsentationen (die ja deutlich über Stereotype hinausgehen), zu gelangen, um die soziale Realität bzw. die interessierenden Aspekte möglichst ganzheitlich zu rekonstruieren. Ob sich derartige Annahmen als empirisch tragfähig erweisen, gilt es in entsprechenden Untersuchungen zu klären.

Die oben angedachte »Ausbuchstabierung« des möglichen Verhältnisses zwischen Sozialen Repräsentationen und Stereotypen stellt die These, diese bildeten einen Widerspruch zueinander, in Frage. Moscovici sät an anderer Stelle aber auch selbst Zweifel an der Haltbarkeit dieser Behauptung. So macht er folgende Annahmen zur Wirkungsweise und Aktivierung sozialer Repräsentationen, die sich ganz ähnlich auch im Stereotypenkontext finden: »[...] they [social representations] impose themselves upon us with irresistible force. This force is a combination of a structure which is present before we have even begun to think, and of a tradition which decrees *what we should think*« (Moscovici 1984: 9). Die hier beschriebene automatische und unbewusste Aktivierung von sozialen Repräsentationen stellt auch eine der Kernannahmen der Stereotypenforschung dar. Dort ist das Phänomen mittlerweile auch gut erforscht, unter anderem mithilfe sog. *implicit association tests* (z.B. Nosek/Greenwald/Banaji 2005). Diese Überschneidung spricht einmal mehr dafür, mögliche Schnittstellen und Zusammenhänge zwischen Stereotypen und sozialen Repräsentationen zu klären, statt diese einfach nur als widersprüchlich zu bezeichnen.

3.4.4 Verhältnis soziale Repräsentation – Kultur

Ein weiterer Kritikpunkt an der Theorie der sozialen Repräsentationen, der insbesondere aus Sicht einer kulturpsychologisch ausgerichteten Arbeit wie der vorliegenden bedeutsam erscheint, ist die mangelnde Berücksichtigung kultureller Faktoren. So kritisiert Jahoda (1988: 200), Moscovici entwerfe soziale Repräsentationen und Kultur als voneinander getrennt, was er unter anderem an folgender Textpassage Moscovicis festmacht: »We organize our thoughts, in accordance with a system which is conditioned, both by our representations and by our culture« (Moscovici 1984: 8; Jahoda 1988: 200). Dieses Zitat wirft in der Tat die Frage auf, warum Moscovici Repräsentationen und Kultur aufzählt.

lungsähnlich miteinander anführt, suggeriert das doch, es handle es sich hier um zwei auf einer Ebene befindliche Konstrukte, die – so liest es Jahoda – womöglich sogar als voneinander unabhängig erachtet werden.

In aktuelleren Publikationen zeichnen sich allerdings Bemühungen ab, Kultur und soziale Repräsentationen miteinander in Beziehung zu setzen: Soziale Repräsentationen seien Wissensstrukturen, die gemeinschaftlich ausgehandelt werden, und insofern drückten (engl. »expressive«) sich darin Identitäten, Interessen sowie Geschichte und Kultur aus (Howarth 2006: 104). Kultur fließt demnach in die Entstehung sozialer Repräsentationen mit ein und zeigt sich damit auch in deren Ausgestaltung. Gleichwohl wirkt es ein wenig so, als würden hier doch sehr unterschiedliche (theoretische) Begriffe etwas »nonchalant« aneinandergereiht: Denn während es sich beispielsweise bei Interessen um dispositionale (individuelle) Präferenzen (Krapp 2021: 883) handelt, ist Kultur (zumindest dem hier vertretenen Verständnis zufolge) ein Wissens- und Orientierungssystem, das von einer variablen Mehrzahl an Personen ausgehandelt wird. Nun soll hier nicht konstatiert werden, dass eine Verbindung zwischen Interessen und Kultur ausgeschlossen sei, sie bedürfte aber zumindest einer entsprechenden Einbettung und Begründung, ansonsten wirkt die Aufzählung eher beliebig. Vor diesem Hintergrund stelle ich – im Anschluss an untenstehenden Diskurs – Überlegungen dazu an, wie *Kultur* in die Theorie der Sozialen Repräsentationen eingebunden werden könnte.

Cultural Representations

In Nachbardisziplinen – wie den ›Cultural Studies‹ – existiert ein Konzept sog. *cultural representations*, was zunächst annehmen lässt, dieses könnte eine Verknüpfung von Kultur und sozialen Repräsentationen beinhalten. Allerdings scheinen sich die Theorierichtungen unabhängig voneinander entwickelt zu haben, denn in Stuart Halls (2012b) einschlägigem Sammelwerk zu Repräsentationen wird die soziale Repräsentationstheorie weder erwähnt, noch werden namhafte Vertreter*innen dieser Theorierichtung (wie Moscovici, Jodelet oder Jovchelovitch) zitiert. So überrascht es dann auch nicht, dass das in den Cultural Studies vertretene Repräsentationsverständnis ein anderes ist, als das der sozialen Repräsentationstheorie: Unter Repräsentationen wird die Herstellung von Bedeutung durch Sprache (Hall 2012a: 15) verstanden. Somit steht hier vor allem die Konstruktion von *Bedeutung* im Vordergrund, während die soziale Repräsentationstheorie annimmt, bei Repräsentationen handle es sich um sozial konstruierte *Wissensstrukturen*. Bei Letzteren werden zwar ebenfalls Bedeutungzuweisungen vorgenommen, diese erfolgen jedoch im Rahmen des Anchorings und stellen damit einen *Mechanismus* bei der Wissenskonstruktion dar und charakterisieren nicht die Repräsentation. Bei der Untersuchung kultureller Repräsentationen werden dezidiert kulturelle Phänomene in den Fokus genommen, wobei das Verständnis davon, was Kultur und was kulturelle Repräsentationen sind, variiert, wenn es auch oft nur implizit anklingt: Unter dem Schlagwort der kulturellen Repräsentationen werden unter anderem materielle Kultur sowie mündliche Überlieferungen und Traditionen untersucht (Porter 1998: 10), in anderen Beiträgen stehen (zugeschriebene) kulturelle Differenzen im Vordergrund, festgemacht an Eigenschaftszuschreibungen (wie sie bei Stereotypenkonzeptionen üblich sind) (Brown 1993). Aber auch die historische Darstellung schwarzer Menschen in visuellen Medien wird unter Verwendung kultureller Repräsentationen analysiert (Alexander 1994). Diese weni-

gen Beispiele verdeutlichen bereits, was für ein breites thematisches Spektrum kulturelle Repräsentationen abdecken, auch wenn es stellenweise ratsam erschiene, wenn der zugrunde gelegte Kulturbegriff expliziert würde. Vorliegende Arbeit legt ihren Fokus nicht auf »spezifische Kulturbegriffe« (Boesch/Straub 2007: 37), wie sie mit dem Konzept der kulturellen Repräsentationen anvisiert werden. Vielmehr interessiere ich mich für die »kulturelle Vernetztheit menschlichen Erlebens und Handelns« (ebd.: 37), der ich durch die kulturpsychologische Betrachtungsweise Rechnung trage (vgl. S. 19).

Um nun eine theoretische fundierte Integration des Kulturkonzepts in die Theorie der Sozialen Repräsentationen zu bewerkstelligen, gilt es zunächst, das zugrundeliegende *bedeutungs- und handlungsorientierte* Kulturverständnis zu erläutern, um dann ausloten zu können, ob und inwiefern sich dieses als anschlussfähig an die Theorie der Sozialen Repräsentationen erweist. Straub schreibt zum Kulturbegriff: »[dieser] setzt eine soziale Praxis und die darin geschaffenen, reproduzierten oder transformierten Wissensbestände voraus, die das Selbst und die Welt von Menschen zu einer sinn- und bedeutungsstrukturierten Wirklichkeit *machen*.« (Straub 2007: 15). So gesehen fußen der Kulturbegriff und die Theorie der sozialen Repräsentationen auf der gleichen Grundannahme, dass Wissen gemeinschaftlich ausgehandelt wird. Die Zielrichtungen der jeweiligen Konzepte sind jedoch andere:

Der Kulturbegriff beschreibt und erklärt die Entstehung, (Weiter-)Entwicklung und Vermittlung menschlicher *Lebensformen*. Kultur enthält also, kurz gesagt, die Antworten auf Fragen rund um die Ausgestaltung des menschlichen Lebens und Miteinanders: von Alltagspraktiken, über das, was wichtig erscheint hin zu konkreten Umgangsformen u.v.m. Deshalb wird Kultur auch als Zeichen-, Wissens- und Orientierungssystem bezeichnet. Dieses wirkt sich – so die weitere Annahme – auf die Praxis und das Handeln derjenigen aus, die an der jeweiligen Kultur bzw. den jeweiligen Kulturen teilhaben.

Bei sozialen Repräsentationen handelt es sich hingegen um Wissensstrukturen, die eine gemeinschaftlich ausgehandelte »Antwort« auf die Konfrontation mit etwas Unbekanntem darstellen. In die Beantwortung fließen aber – so nun das kulturpsychologische Verständnis – automatisch auch kulturelle Vorstellungen mit ein. So gesehen kann angenommen werden, dass soziale Repräsentationen und Kultur(en) eng und unabdingbar miteinander vernetzt und verbunden sind, ja einander letztlich durchdringen. Das wiederum bedeutet – auch für die vorliegende Arbeit –, dass Kultur einschließlich (kultur-)historischer Entwicklungen bei der Erfassung, Beschreibung und Rekonstruktion sozialer Repräsentationen mit Berücksichtigung finden muss.

3.4.5 Verhältnis soziale Repräsentation – Individuum

Mit der Betonung des sozialen Moments bei der Entstehung und Aushandlung sozialer Repräsentationen unterscheidet sich die Theorie stark von »klassischen« Überzeugungen in der Sozialpsychologie, beispielsweise der Stereotypenforschung. Dort werden zwar soziale Aspekte durchaus diskutiert und einbezogen (vgl. Macrae/Stangor/Hewstone 1996), beispielsweise, was die Annahme angeht, Stereotype seien sozial geteilt, aber eben nicht vergleichbar weitreichend, wie das bei der sozialen Repräsentationstheorie der Fall ist. Manche Vertreter*innen kritisieren deshalb den Fokus auf das Individuum, was die Wissensabspeicherung angeht: »knowledge is more than knowledge in the

heads of individuals. Quite the opposite, it is knowledge produced by the community of people» (Wagner/Duveen/Farr et al. 1999: 104). Hier stellt sich nun freilich die Frage, ob eine gemeinschaftliche Wissensproduktion einer individuellen Wissensorganisation und -abspeicherung entgegensteht, wie das die Formulierung »quite the opposite« vermuten lässt, oder ob diese nicht auch gemeinsam gedacht werden können. Zumal die starke Fokussierung auf die sozialen Prozesse die Frage nach der Rolle des Individuums aufwirft, die m.E. in den meisten Beiträgen zur sozialen Repräsentationstheorie eher außen vorgelassen wird. Eine weitere Ausleuchtung dieser Schnittstelle erschien daher empfehlenswert, wobei auch auf Überlegungen aus der Kulturpsychologie zurückgegriffen werden könnte, in der das Verhältnis zwischen Individuum und Kultur wie folgt gefasst wird: »Gewiss werden auch kulturelle Vorgaben von den Handlungssubjekten auf ihre je eigene Weise aufgenommen und aktualisiert. Ernst Boesch (1991) etwa spricht von einer subjektiven Seite der im Handeln des Menschen präsenten Kultur. Ohnehin besitzt jede Handlung Bedeutungen, die nicht sozio-kulturell konstituiert sind, sondern individuell« (Straub 2007: 15). Diese Annahmen ließen sich meines Erachtens gut auf die Überlegungen zur Aushandlung von Wissensstrukturen übertragen und könnten dann so lauten: Soziale Repräsentationen sind, auch wenn sie gemeinschaftlich ausgetauscht werden, immer auch individuell repräsentiert und können somit subjektive Bedeutungzuweisungen und Schattierungen beinhalten und annehmen.

3.4.6 Abschließende Einordnung

Im Zuge der Ausführungen zu Stereotypen, Bildern und sozialen Repräsentationen wurde deutlich, wie ähnlich die vermeintlich so unterschiedlichen Konzepte einander sind. Dabei hängt das Ausmaß der Überschneidungen gerade beim Stereotypen- und Bildkonzept aber auch davon ab, ob das jeweils vertretene Verständnis (und zwar sowohl was Bilder als auch was Stereotype angeht) breit oder eher eng angelegt ist. Je breiter und offener das Begriffsverständnis, desto mehr Überschneidungen gibt es.

Unterschiede zeichnen sich insofern ab, als Stereotype ausschließlich als kognitiv basiert gelten, während sowohl Bilder als auch soziale Repräsentationen aktionale wie emotionale Komponenten mit aufnehmen. Hier spielen aber sicherlich auch unterschiedliche methodologische Zugänge eine Rolle: Während zur Erforschung von Bildern und sozialen Repräsentationen vor allem interpretative Verfahren mit ganzheitlicheren Zugängen herangezogen werden, zeichnet sich die Stereotypenforschung durch eine quantitative Herangehensweise aus, bei der zugunsten der besseren Operationalisierbarkeit die Phänomene sehr »kleinteilig« gefasst werden.

Die mit Stereotypen assoziierten kognitiven Phänomene – wie etwa die unbewusste Aktivierung der Inhalte – sind relativ gut erforscht, so dass keine Zweifel an deren Existenz bestehen. Gleichzeitig demonstrieren Untersuchungen zum Bildkonzept (vgl. S. 69f.), die sich mit qualitativen Methoden dem Gegenstand nähern, dass sich bei Bildern Facetten rekonstruieren lassen, die über Stereotype hinausgehen und vielfältiger sowie differenzierter sind. Deshalb wird in vorliegender Arbeit ein Mehrebenenansatz vorgeschlagen (vgl. S. 40), bei dem Stereotype im engeren Begriffsverständnis als Teil von Bildern erachtet werden, die auf einer »leichter zugänglichen« Ebene angesiedelt sind, während sich andere, differenziertere Teile von Bildern auf Ebenen befinden, die erst

durch bewusste und gezielte Reflexionen zugänglich sind. Ausdifferenzierungen bieten sich auch mit Blick auf die Struktur der Inhalte an, die lose oder zusammenhängend, verallgemeinert oder kleinteilig usw. vorliegen können, wobei die vorliegende Arbeit hierzu weitere Erkenntnisse liefert (vgl. Kap. V. 2.2).

Was die Annahmen zu konkreten Inhalten angeht, zeichnet sich insbesondere zwischen Bildern und Stereotypen einerseits und sozialen Repräsentationen andererseits ein zentraler Unterschied ab: Während sich Bilder und Stereotype – den Annahmen zufolge – aus Wissen, Erwartungen und Überzeugungen (Bilder noch ergänzt um Gefühle und zum Teil Einstellungen) zusammensetzen, ist die Wissenskomponente der zentrale Inhalt sozialer Repräsentationen. Das heißt zwar nicht, dass Erwartungen und Überzeugungen oder auch Gefühle ausgeschlossen würden, doch werden sie in gewisser Weise unter der Wissenskomponente subsumiert, während sie im Bild- und (manchen) Stereotypenkonzepten auf *einer* Ebene stehen.

Vermutlich lassen sich diese unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen auch auf die Perspektive zurückführen, aus der die Konzepte bzw. Theorien entworfen wurden: Denn den Ausgangspunkt der Bild- und Stereotypenkonzepte bildet letztlich ein wie auch immer geartetes reales »Objekt«, von dem sich Einzelpersonen oder Gruppen von Menschen – metaphorisch gesprochen – »ein Bild machen«. Die soziale Repräsentationstheorie beschreibt und erklärt hingegen, wie Wissen entsteht, und dass dieses gemeinschaftlich ausgehandelt wird. Das jeweilige Objekt, das den Anlass für die Aushandlungsprozesse liefert, interessiert insofern nur mittelbar. Bezogen auf die Ausgangsfokussierung erscheint also das Bildkonzept für die vorliegende Arbeit passender, abgesehen davon eignen sich aber beide Konzepte als theoretische Grundlage für diese Arbeit. Daher wird im Zuge der Auswertungen zu klären sein, welche Rolle das auf Deutschland bezogene Wissen sowie Erwartungen und Überzeugungen spielen und wie sich diese zueinander sowie zu emotionalen und aktionalen Gehalten relationieren. Somit lässt sich erst im Anschluss an die empirischen Analysen entscheiden, welches Konzept adäquater erscheint.

Unabhängig vom hier interessierenden Forschungsgegenstand können die theoretischen Konzepte einander aber auch inspirieren und voneinander profitieren. So fällt beim Vergleich der Bildkonzepte mit den sozialen Repräsentationen auf, dass letztere das figurativ-visuelle Moment von Bildern berücksichtigen, während es in Bildkonzepten – auch wenn dies überraschend sein mag – fehlt oder allenfalls ansatzweise Beachtung findet. Da in vorliegender Arbeit visuelle Bilder als Methode eingesetzt werden, soll dieser Aspekt miteingebunden werden, wobei konsequenterweise auch auf taktile, olfaktorische, gustatorische und akustische Komponenten von mentalen Bildern hingewiesen sei. Um diesen angemessen Rechnung tragen zu können, bedarf es zunächst entsprechender methodischer Weiterentwicklungen.

Ein weiterer Aspekt, der auch für diese Arbeit relevant erscheint, sind die sozialen Aushandlungsprozesse, denen die soziale Repräsentationstheorie für die Entstehung von Wissen eine zentrale Rolle beimisst. Da Vertreter*innen des Bildkonzepts den Anspruch erheben, die komplexen Prozesse bei der Genese von Bildern zu berücksichtigen, erschiene eine stärkere Berücksichtigung dieser Komponente ratsam. Allerdings wird bei der sozialen Repräsentationstheorie der Beitrag des Individuums zum Teil vollständig negiert oder ausgeblendet; eine Sichtweise, die in vorliegender Arbeit nicht geteilt wird: Vielmehr wird – einer kulturpsychologischen Logik folgend – davon aus-

gegangen, dass Wissen auch immer individuell mit repräsentiert ist, wobei hier eine entsprechende Erweiterung der sozialen Repräsentationstheorie möglich und sinnvoll erscheint. Gleiches gilt auch für die Integration kultureller Faktoren, die gerade im Hinblick auf die Aushandlungsprozesse bei der Entstehung sozialer Repräsentationen aufgenommen werden sollten.

